

*Sebastian Schlund*

## Kompensation des „Makels“?

Der organisierte Sport kriegsversehrter Männer in der  
Bundesrepublik Deutschland 1950 bis 1968

### 1. Einleitung

Kriegsversehrte Männer trugen in der Bundesrepublik der 1950er und 1960er Jahre gleich mehrere vermeintliche „Makel“: Als Teilnehmer des verlorenen Weltkriegs führten sie in ihrem Körper das „Symbol der Niederlage“ bisweilen deutlich sichtbar mit sich<sup>1</sup>. Zugleich suggerierte ihre körperliche Beeinträchtigung nach außen eine im Vergleich zu nichtbehinderten Männern verminderte Leistungsfähigkeit. In der Zuweisung eines individuellen Beeinträchtigungsgrads – der „Minderrung der Erwerbsfähigkeit“ – schlug sich diese Normabweichung mit Blick auf die Arbeitskraft der betroffenen Männer nieder. Diese selbst empfundenen oder fremd zugeschriebenen „Makel“ verwiesen auf die Körper kriegsversehrter Männer und mithin auf deren Maskulinität. Der Sport behinderter Menschen, zeitgenössisch als Versehrtensport bezeichnet, bot die Möglichkeit, sich der weiterhin vorhandenen Arbeitskraft und Männlichkeit zu vergewissern. In gewisser Weise sollte der „Makel“ der Kriegsversehrtheit somit kompensiert, im Idealfall gar überwunden werden.

Nach grundlegenden Informationen zum Sport kriegsversehrter Männer im ersten Teil des Beitrags behandelt der zweite Abschnitt eben diese Überwindungsmotive. Dabei wird zwischen der nutzenorientierten Zielsetzung eines staatlich finanzierten Versehrtensports und der Überwindungsanstrengung auf persönlicher Ebene zu unterscheiden sein, um die Wirksamkeit von Kameradschafts- und Männlichkeitsidealen im Versehrtensport einzuordnen. Im dritten Abschnitt ist zu erörtern, welche Hierarchien die Adaption der Kategorien Behinderung und Männlichkeit unter den Versehrtensportlern etablierten. Das Konzept der hegemonalen Männlichkeit wird hierbei als Strukturprinzip verstanden, das Machtrelationen in einem homosozialen Raum erfasst und zu erklären hilft. Im vorliegenden Beispiel betrifft dies das

<sup>1</sup> Vgl. Robert G. Moeller, Heimkehr ins Vaterland: Die Remaskulinisierung Westdeutschlands in den fünfziger Jahren, in: MGZ 60 (2001), S. 403–436, hier S. 404.

Verhältnis zwischen kriegsversehrten und sogenannten zivilbehinderten Männern, denen im organisierten Versehrtensport der 1950er und 1960er Jahre eine marginale Rolle zukam. Im Sinne der intersektionalen Analyse von Geschlecht und Behinderung soll diese Hierarchie in den Blick genommen werden<sup>2</sup>. Abschließend geht es dann um die Frage, inwiefern sich Kriegsversehrtheit in diesem speziellen Fall nicht nur als „Makel“, sondern auch als Tugend interpretieren lässt.

## 2. Grundlagen des organisierten Versehrtensports in der frühen Bundesrepublik

Der Sport kriegsversehrter Männer bedeutete in den 1950er und 1960er Jahren weniger eine aktive und selbstbestimmte Freizeitbeschäftigung, wie man beim Stichwort Sport auf den ersten Blick vermuten würde. Versehrtensport war vielmehr eine therapeutische Maßnahme für Männer im erwerbsfähigen Alter, der das Motiv der beruflichen Wiederbefähigung zugrunde lag: Durch die zielgerichtete körperliche Ertüchtigung sollten körperlich beeinträchtigte Männer fit für die Erwerbsarbeit gemacht werden. Daher waren staatliche Institutionen an der Etablierung eines möglichst flächendeckenden Sportangebots für kriegsversehrte Männer maßgeblich beteiligt. Als „ergänzende Maßnahme“ der Heilbehandlung wurde der Versehrtensport 1956 im Bundesversorgungsgesetz endgültig verankert<sup>3</sup>. Bis zum Ende der 1960er Jahre gehörten dem 1951 gegründeten Deutschen Versehrtensportverband (DVS) etwa 1000 Sportgemeinschaften an, in denen zu Beginn der 1950er Jahre rund 10.000 Menschen mit Behinderung regelmäßig Sport trieben; bis zum Ende der 1960er Jahre stieg die Mitgliederzahl auf nahezu 60.000 an. Der Anteil kriegsversehrter Personen und von Männern (unabhängig von der Ursache ihrer Beeinträchtigung) sank zwar kontinuierlich, doch waren 1969 noch 90 Prozent der Verbandsmitglieder männlich und etwa zwei Drittel kriegsversehrt. Personen, deren körperliche Beeinträchtigung seit Geburt bestand, durch einen Unfall oder eine Krankheit ausgelöst worden war, stellten eine Minder-

<sup>2</sup> Das Verständnis von Intersektionalität folgt Katharina Walgenbach, Intersektionalität – eine Einführung, S. 7; <http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Walgenbach-Einfuehrung.pdf>.

<sup>3</sup> Vgl. Fritz Blohmke, Versehrtensport als anerkannte Heilmaßnahme auf Grund der 5. Novelle zum Bundesversorgungsgesetz (BVG), in: Der Versehrtensportler 9 (1956), S. 8.

heit in den Vereinen dar. Frauen waren in den meisten Sportgruppen eine Ausnahme<sup>4</sup>.

Seiner Selbstwahrnehmung zufolge erfüllte der DVS mit seinem Sportangebot für behinderte Menschen einen „staatlichen Auftrag“<sup>5</sup>. Er unterhielt enge Beziehungen zu staatlichen Institutionen wie dem Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung oder der Versorgungsverwaltung sowie zu Kriegsopferorganisationen. Ein hoher Funktionär des Versehrtensportverbands beschrieb den DVS 1952 sogar als Kind von „Vater Staat“ und „Mutter Kriegsopferorganisation“<sup>6</sup>. Zu den beiden „großen Brüdern“ Deutscher Turnerbund und Deutscher Sportbund pflegten die Versehrtensportler allerdings weit über den hier gewählten Untersuchungszeitraum hinaus eine deutlich distanziertere Beziehung. In der bundesdeutschen Sportlandschaft nahm der organisierte Versehrtensport somit eine Sonderstellung ein: Er verortete sich selbst geradezu als Anhängsel der staatlichen Kriegsopfersversorgung und der großen Kriegsopferverbände wie dem Verband der Kriegsbeschädigten, Kriegshinterbliebenen und Sozialrentner Deutschlands (VdK). Einerseits profitierte der junge DVS zwar von der Verflechtung mit Kriegsopferverbänden, da diese ihre organisatorische Expertise und vor allem ihren politischen Einfluss geltend machten; finanzielle Vergünstigungen nach den Regelungen des BVG gingen nicht zuletzt auf das Lobbying des einflussreichen VdK zurück<sup>7</sup>. Andererseits verstärkte die Nähe zu Kriegsopferverbänden das im DVS verbreitete Selbstverständnis eines Verbands, der in erster Linie den Bedürfnissen kriegsversehrter Männer dienen sollte. Zahlreiche DVS-Funktionäre bekleideten zugleich Ämter im VdK, etliche Vereine an der Basis entstanden erst durch die Hilfe von VdK-Ortsgruppen. Darüber hinaus hatten die maßgeblichen Versehrtensportärzte und Autoren von Übungsprogrammen ihr Fachwissen in den Lazaretten

<sup>4</sup> Zahlen nach BArch Koblenz, B 149/68348, Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung: Übersicht über die Entwicklung der Versehrtenleibesübungen bis Ende 1973.

<sup>5</sup> Eberhard Rosslenbroich, Wir erfüllen einen sozialpolitischen Staatsauftrag, in: 25 Jahre Behindertensport in der Bundesrepublik Deutschland, 1951–1976, hrsg. vom Deutschen Behinderten-Sportverband e.V., Bonn 1976, o.P.

<sup>6</sup> Hawost [sic], In Sachen Zuständigkeit, in: Der Versehrtensportler 4 (1952), S.1f., hier S.2; das folgende Zitat findet sich ebenda.

<sup>7</sup> Vgl. Jan Stoll, Behinderte Anerkennung? Interessenorganisationen von Menschen mit Behinderungen in Westdeutschland seit 1945, Frankfurt a.M./New York 2017.

des Zweiten Weltkriegs erworben. Sie überführten Sportformen ihres Erfahrungsraums aus einem militärischen Entstehungskontext in die Nachkriegsdekaden.

Auf unterschiedliche Weise prägte den organisierten Versehrten-sport der 1950er und 1960er Jahre somit die Gegenwart des Kriegs und seiner Folgen. Vor allem aus der institutionellen Bevorzugung kriegs-versehrter Sportler gegenüber zivilbehinderten Vereinskameraden resultierten Konflikte, die weit über die beiden Nachkriegsjahrzehnte hinausreichen sollten. Denn für die Menschen, deren Beeinträchtigung seit der Geburt bestand, auf Krankheit oder einen Unfall zurück-ging, existierte kein Anspruch auf Finanzierung nach den Regelungen des BVG. Zahlreiche kriegsversehrte Sportler kritisierten, dass sie mit den ausschließlich für sie konzipierten staatlichen Zuschüssen ihre zivilbehinderten Vereinskollegen als „Schmarotzer“ [...] auf eigene Kosten durchschleppen mussten<sup>8</sup>. Die Konflikte zwischen diesen beiden Gruppen waren insofern auch eine Konsequenz der behindertenpolitischen Bevorzugung der Kriegsversehrten. Dieses sogenannte kausale Prinzip sollte erst ab Beginn der 1970er Jahre entfernt werden; die gesetzliche Gleichbehandlung aller körperbehinderten Menschen erreichte im Anschluss daran auch den Behindertensport<sup>9</sup>. Bei der Analyse der Verwerfungen zwischen kriegsversehrten und zivilbehin-derten Sportlern ist diese finanzielle Dimension mitzudenken.

### 3. Versehrtensport als Überwindungsstrategie

Aus der Forschungsperspektive der *Disability History* gilt Behinderung nicht als ein im Körper angelegtes Defizit, sondern als von der Um-welt ausgehende Beschränkungen der Lebensgestaltung behinderter Menschen<sup>10</sup>. In der politischen Behindertenbewegung wurde dieser Perspektivwechsel auf die griffige Formel gebracht: „Behindert ist man nicht, behindert wird man.“ Die heute wissenschaftlich gebräuchlichen Modelle von Behinderung – das soziale und das kulturelle Modell –

<sup>8</sup> Bernd Wedemeyer-Kolwe, Vom „Versehrtenturnen“ zum Deutschen Behin-dertensportverband (DBS). Eine Geschichte des deutschen Behindertensports, Hildesheim 2011, S. 158.

<sup>9</sup> Vgl. Elsbeth Bösl, Die Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepub-lik aus Sicht der *Disability History*, in: APuZ 23/2010, S. 6–12, hier S. 8.

<sup>10</sup> Vgl. Gabriele Lingelbach/Sebastian Schlund, Disability History, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 8. 7. 2014; [http://docupedia.de/images/e/e6/Disability\\_History.pdf](http://docupedia.de/images/e/e6/Disability_History.pdf).

weisen unter Berücksichtigung dieser Interpretation stark auf von der Umwelt aufgestellte Barrieren sowie auf den Konstruktionscharakter der Zuschreibung Behinderung hin. Zeitgenössisch herrschte allerdings das sogenannte medizinische Modell vor: Es verortete Behinderung als im Körper der betroffenen Personen angelegte physische, seelische oder geistige Devianz<sup>11</sup>.

Eine körperliche Beeinträchtigung wurde im Untersuchungszeitraum sowohl von nichtbehinderten als auch von behinderten Menschen tatsächlich als „Makel“ empfunden. Sportlich aktive kriegsverehrte Männer internalisierten somit die Fremdzuschreibung einer vorhandenen körperlichen Normabweichung nach der medizinischen Interpretation von Behinderung. Betroffene Personen sahen sich daher gezwungen, Strategien der Kompensation ihres „Makels“ zu entwickeln. Dadurch konnte Behinderung vermeintlich überwunden und sollten behinderte Menschen „normalisiert“ werden<sup>12</sup>. Zur zeitgenössischen Normalität gehörte es, dass der Mann einer Erwerbsarbeit nachging, um als Familienernährer zu gelten. Das Bundesministerium für Arbeit gab die Arbeitsfähigkeit körperlich behinderter Menschen als „oberstes Ziel“ aller Therapiemaßnahmen aus. Arbeitsfähig zu sein bedeutete somit die Beseitigung oder zumindest die Linderung eines sowohl fremd zugeschriebenen als auch selbst empfundenen „Makels“<sup>13</sup>. Körperliche Behinderung wurde in diesem Sinne bis zu einem gewissen Grad als überwindbar angesehen: Kriegsversehrte Männer erhielten technische Hilfsmittel, mit denen etwa ein „Kunstbeinträger so gehen können [soll], daß er im Straßenbild nicht mehr auffällt“<sup>14</sup>. Der Versehrtensport erfüllte vor diesem Hintergrund die Funktion der „logischen Fortsetzung“ von sogenannten Gehschulkursen, in denen sich vor allem Männer mit Gliedmaßenamputationen an

<sup>11</sup> Vgl. Anne Waldschmidt, Warum und wozu brauchen die Disability Studies die Disability History? Programmatische Überlegungen, in: Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hrsg.), Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung, Bielefeld 2010, S. 13–28, hier S. 16ff.

<sup>12</sup> Vgl. Elsbeth Bösl, Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland, Bielefeld 2009, besonders S. 9.

<sup>13</sup> Landesarchiv NRW, NW 565/78, Bundesministerium für Arbeit an den Bundesrechnungshof, Betr.: Orthopädische Versorgung der Kriegsbeschädigten vom 7.12.1951.

<sup>14</sup> Wolfgang Lettenbaur, Ein kurzer Wegweiser für Versehrte, in: ders./Karl Kurt Karwath (Hrsg.), Wegweiser für Versehrte unter Berücksichtigung für Arm- und Bein-Amputierte, Seelze/Hannover 1950, S. 4–14, hier S. 14.

ihre „Körperersatzstücke“ gewöhnten<sup>15</sup>. Indem kriegsversehrte Männer mittels Therapiemaßnahmen ihre Fähigkeit zur Erwerbsarbeit wieder erlangten, näherten sie sich dem Status als „vollwertige“ Mitglieder der Gesellschaft an<sup>16</sup>. Diese Logik der versehrtensportlichen Nutzenorientierung – Wilfried Rudloff hat es auf den Punkt gebracht – zielt letztlich darauf, „statt „müßiger Rentenempfänger arbeitsfähige Steuerzahler“ zu erhalten<sup>17</sup>. Hierin zeigt sich folglich die Funktion eines weitgehend öffentlich finanzierten Versehrtensports als präventive Entlastung des Sozialstaats.

Die zweite Kompensationsfunktion ist weniger im Kontext sozialstaatlicher Programme als vielmehr im Zusammenhang mit individuellen Verarbeitungsprozessen zu interpretieren: Die sportliche Aktivität an sich stellte für kriegsversehrte Männer ein Mittel zur Selbstvergewisserung dar: Körperliche und sportliche Leistungskraft galten (und gelten teilweise noch immer) als klassische Elemente von Maskulinität<sup>18</sup>. Wer also beachtenswerte sportliche Leistungen erbrachte, bewies seinem Umfeld und sich selbst ungebrochene Männlichkeit. Durch den Sport sollte mithin eine Annäherung sowohl an den eigenen, vormals nichtbehinderten Körper als auch generell – im Sinne einer Normalisierung – an nichtbeeinträchtigte Männerkörper erreicht werden. Jedoch lag gerade in diesem Verhalten ein in den beiden Jahrzehnten häufig diskutierter Widerspruch des Sports behinderter Männer: Denn die maßgeblichen Funktionäre des DVS wiesen in Übereinstimmung mit Sportärzten und der Versorgungsverwaltung immer wieder auf die Gefahr eines übersteigerten Kompensationswillens von Versehrtensportlern hin. Diese müssten einsehen, dass ihnen „vom Schicksal

<sup>15</sup> Landesarchiv NRW, NW 565/81, Orthopädische Versorgungsstelle Essen an das Landesversorgungsamt Nordrhein, Betr.: Versehrtensport und Gehschule vom 24. 9. 1956.

<sup>16</sup> Das Motiv der „Vollwertigkeit“ lehnte sich dabei an Überlegungen zum Sport behinderter Menschen an, die man bereits nach dem Ersten Weltkrieg und während der NS-Zeit verfolgt hatte. Vgl. Arthur Mallwitz, Kriegsbeschädigtenfürsorge und Kuranstanlagen in der Heimat, in: Wilhelm Hoffmann (Hrsg.), Die deutschen Ärzte im Weltkriege. Ihre Leistungen und Erfahrungen, Berlin 1920, S. 182–223, hier S. 218.

<sup>17</sup> Vgl. Wilfried Rudloff, Überlegungen zur Geschichte der bundesdeutschen Behindertenpolitik, in: ZSR 49 (2003), S. 863–886, hier S. 868.

<sup>18</sup> Vgl. Raewyn Connell, Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Wiesbaden 4., durchgesehene und erweiterte Aufl. 2015, S. 78 und S. 84f.

neue Grenzen gesteckt wurden“, weshalb sie im Vergleich zu nicht-behinderten Sportlern behutsamer mit ihrem beeinträchtigten Körper umgehen müssten<sup>19</sup>. Den Versehrtensportlern wurde folglich ein „uneingestandener Minderwertigkeitskomplex“ unterstellt, der das Bild makelbehafteter Männer stützte. Zudem fügte sich das tief verankerte Motiv der zweckorientierten Leibesübungen in die gesetzlichen Rahmenbedingungen des Versehrtensports als funktionaler Therapie. Leistungsvergleich und Wettkampfsport wurden entsprechend eingehegt, da sie als zu riskant galten und Prothesen wie verbliebene Gliedmaßen übermäßig beanspruchten<sup>20</sup>. Beide Kompensationsfunktionen – die sozialpolitische wie die individuelle – einte somit der Vergleich mit nichtbehinderten Männern, die ungebrochen leistungsfähig, viril, maskulin waren.

Allerdings wurde der Vergleich mit der körperlichen Leistungsfähigkeit nichtbehinderter Männer nicht in die Praxis überführt. Versehrtensport und der Sport Nichtbehinderter standen in den 1950er und 1960er Jahren nämlich zwei weitestgehend voneinander getrennte Sphären dar. Zudem fand der Versehrtensport meist unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt<sup>21</sup>. Dieser Umstand war das Ergebnis von Isolation und Selbstabschottung: Die von der mehrheitlich nichtbehinderten Bevölkerung den behinderten Menschen zugewiesene gesellschaftliche Randlage korrespondierte im Fall des Versehrtensports mit spezifischen Schammotiven bei den betroffenen Personen selbst. Schicksalsüberwindung und die Zurückgewinnung von Lebensfreude und körperlicher Leistungsfähigkeit spielten sich vorrangig in homogenen Gruppen „gleichversehrter Kameraden“ ab<sup>22</sup>. Dem unmittelbaren

<sup>19</sup> Festschrift 10 Jahre Deutscher Versehrtensportverband e.V., 1951–1961, hrsg. vom Deutschen Versehrtensportverband, Geldern 1961, S. 21; das folgende Zitat findet sich ebenda.

<sup>20</sup> Vgl. Wilhelm Thomsen, Orthopädiemechanik und Versehrtensport, in: Orthopädie-Technik 2 (1962), S. 35f., sowie Horst Kosel, Die Entwicklung des Versehrtens-/Behindertensports, in: 1951–2001. 50 Jahre „Sport der Behinderten“ in Deutschland. Festschrift, hrsg. vom Deutschen Behinderten-Sportverband, Duisburg 2001, S. 13–27, hier S. 16.

<sup>21</sup> So hieß es beispielhaft in einem DVS-Bericht über ein Schwimmfest, man wolle mit dem Versehrtensport nicht die Öffentlichkeit ansprechen. Landesarchiv NRW, NW 565/81, Gerd Sluet: Bericht über das Bundesversehrtenschwimmfest 1956 vom 23.–24.6.1956 in Berlin.

<sup>22</sup> Diese Wendung wurde in Veröffentlichungen des DVS häufig betont; vgl. auch Der Versehrtensportler 9 (1952), S. 5.

Vergleich mit nichtbehinderten Männern wichen die Versehrtensportler somit bewusst aus. Der Schutzraum des Versehrtensports war von nichtbehinderten Menschen, Frauen und anfänglich auch zivilbehinderten Männern nahezu vollständig befreit.

#### 4. Kameradschaftlichkeit und Hierarchisierung

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, welche Hierarchien in diesem homosozialen Raum entstanden, der das Ziel eines gruppenkollektiven Eskapismus sportlich aktiver kriegsversehrter Männer war. Die kriegsversehrten Sportler sahen die Vereine als *ihre* Vereine an: Aufnahme und gleichberechtigte Mitsprache nicht-kriegsversehrter Menschen in den Sportgemeinschaften waren nicht überall der Normalfall. Dies galt für die Spalte des Verbands noch wesentlich stärker als für die Basis: Im Präsidium des DVS und an den maßgeblichen Schaltstellen der Landesverbände befanden sich im Beobachtungszeitraum ausschließlich kriegsversehrte Männer. Es ist von einer Hegemonie dieser Gruppe auszugehen, die sich aus zwei Komponenten speiste: dem Geschlecht und der Kriegsversehrtheit. So kursierte in Versehrtensportkreisen in Abgrenzung zu zivilbehinderten Menschen die Selbstbezeichnung „Edelversehrte“<sup>23</sup>. Dieses Selbstbild kann als eine spezifische Form von hegemonialer Männlichkeit im Sinne Raewyn Connells als Autoritäts- und Machtkategorie angesehen werden, die ausschließlich im separierten Raum des organisierten Versehrtensports fungionierte<sup>24</sup>. Hier wurde hegemoniale Männlichkeit also weniger als beim Motiv der Überwindung an die Leistungsnormen nichtbehinderter Männer gekoppelt, sondern stärker in Abhängigkeit von der Ursache der körperlichen Beeinträchtigung konstruiert.

Das Selbstverständnis der kriegsversehrten Männer wurde sicherlich durch die sozialpolitische Bevorzugung seitens staatlicher Institutionen befördert. Doch spielte darüber hinaus die ständige Betonung eines nach innen vergemeinschaftenden, aber nach außen exkludierenden Kameradschaftsideals eine zentrale Rolle als Machtinstrument. Geradezu obligatorisch fanden vor allem in den 1950er Jahren bei regionalen und überregionalen Versehrtensporttreffen Kranzniederlegun-

<sup>23</sup> Vgl. zur Selbstbezeichnung als „Edelversehrte“ Wedemeyer-Kolwe, Versehrtenturnen, S. 157f.

<sup>24</sup> Vgl. Raewyn Connell, Gender, hrsg. von Ilse Lenz und Michael Meuser, Wiesbaden 2013, S. 107.

gen statt. Zum einen wurde damit der im Krieg getöteten Kameraden gedacht, zum anderen manifestierten diese Zeremonien den kameradschaftlichen Zusammenhalt und die kollektive Identität als Verband kriegsversehrter Männer immer wieder aufs Neue<sup>25</sup>. Kriegsversehrtheit und Kriegserfahrung konstituierten folglich eine *In-Group*, die im Anschluss an Thomas Kühnes Forschungen zu Kameradschaftlichkeit auch die Funktion einer Ersatzfamilie erfüllte<sup>26</sup>. Wie Jörg Echternkamp mit ähnlicher Kernaussage ausführte, fand in der „Pflege der ‚Kameradschaft‘ [...] die Sehnsucht nach Gemeinschaft ihre Fortsetzung, die während des Krieges eine Antriebskraft für das Durchhaltevermögen der Soldaten gewesen war“<sup>27</sup>. Ein im offiziellen Organ des Versehrtensportverbandes 1952 veröffentlichter Artikel bestätigt die Omnipräsenz des „Kameradschaftsgedankens im Versehrtensport“:

„Die Kameradschaftsidee schafft eine Kameradschaftsmoral, die das Mit- und Füreinandersein in feiner Weise reguliert. So wird das Verhalten der Sportkameraden untereinander von einem beispielhaften Zartgefühl bestimmt, das sich hinter männlicher Herbheit verbirgt und nichts mit Sentimentalität tun hat. [...] Deswegen gibt es keinen Versehrtensport ohne Pflege der Kameradschaft, und darum gibt es auch kaum eine vollkommenere Kameradschaft als im Versehrtensport.“<sup>28</sup>

Dem Autor schien es offenbar geboten, einer vermeintlichen Verweichung des Kameradschaftsgedankens entgegenzuwirken. In den Versehrtensportgemeinschaften wurden folglich als traditionell maskulin verstandene Verhaltensweisen propagiert. Karl Mierke sah zudem Eigenschaften wie „Aufrichtigkeit“ und „Ritterlichkeit“ als verpflichtende Elemente eines funktionierenden Kameradschaftsbunds an. Indem Versehrtensportler diese Werte hochhielten, setzten sie sich zugleich

<sup>25</sup> Vgl. etwa Hawost [sic], 700 im Wettbewerb der Freude! 3. Deutsches Versehrtensportfest in List Sylt vom 6. bis 9.9.1952 wurde ein großer Erfolg. Aktive Teilnahme von finnischen und ostzonalen Vertretern – Starke Beachtung der Veranstaltung durch Regierung, Presse u. Rundfunk, in: Der Versehrtensportler 10 (1952), S. 1f.

<sup>26</sup> Zum Begriff der Ersatzfamilie vgl. Martschukat/Stieglitz, Männlichkeiten, S. 125, zur gegenseitigen Fürsorge, die Veteranen aus Kriegszeiten in den Nachkrieg übertrugen, vgl. Thomas Kühne, Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 214.

<sup>27</sup> Jörg Echternkamp, Soldaten im Nachkrieg. Historische Deutungskonflikte und westdeutsche Demokratisierung 1945–1955, München 2014, S. 198.

<sup>28</sup> Karl Mierke, Der Kameradschaftsgedanke im Versehrtensport, in: Der Versehrtensportler 3 (1952), S. 1f., hier S. 1; das folgende Zitat findet sich ebenda.

bewusst von anderen behinderten Menschen ab. Der Vorsitzende der Versehrtensportgemeinschaft Essen, Ernst Dieckhöfer, verkündete 1962, die Versehrtensportler müssten „unter den Versehrten die Elite sein“. Sie sollten sich abheben von

„den elendigen, zwielichtigen Krüppeln, die ihre versehrten Glieder zur Schau stellen und als Bettler auf der Straße oder als Asoziale zu nächtlicher Stunde am Hauptbahnhof anzutreffen sind. Die Versehrten-Sportgemeinschaft darf nie ein Tummelplatz für Intriganten, Querulanten, Spesenritter sein.“<sup>29</sup>

Mit jenen „Spesenrittern“, die „rigoros ausgeschaltet“ werden mussten, meinte Dieckhöfer jene Sportler, die sich die Teilnahme am Versehrtensport illegitimerweise vom Staat finanzieren ließen. Der Autor erwähnte zwar zivilbehinderte Menschen nicht explizit, doch wurden diese analog zu Dieckhöfers Argumentation von zahlreichen kriegsversehrten Sportlern als „Schmarotzer“ herabgewürdigt, die sich auf Kosten der Kriegsversehrten finanziell mitschleppen ließen<sup>30</sup>.

Wie Dieckhöfers Eingaben anschaulich demonstrieren, war ein soldatischer Ton in einigen Versehrtensportgemeinschaften an der Tagesordnung. Dies vermag im Licht der Feststellung von Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz kaum zu überraschen, dass keine Sphären stärker mit „einer als maskulin assoziierten Sprache und Symbolik“ verbunden sind als das Militär und der Sport<sup>31</sup>. Im Sport kriegsversehrter Männer traten diese beiden Sphären in kombinierter Form auf. Auf viele zivilbehinderte Menschen wirkte diese Prägung zwar abschreckend. Für das Selbstbild und die Etablierung eines Zusammengehörigkeitsgefühls der kriegsversehrten Sportler war die Pflege eines militärisch anmutenden Habitus hingegen fundamental. Sich selbst militärisch-heroisch zu stilisieren, half zahlreichen versehrten Veteranen bei der Annäherung an ein kriegerisches Männlichkeitsideal<sup>32</sup>. Dieses Ideal war im Nationalsozialismus auf die Spitze getrieben worden und wirkte im isolierten Raum des Versehrtensports länger fort als in der Gesamt-

<sup>29</sup> Ernst Dieckhöfer, Hier spricht der VSG-Vorsitzende als einer für viele!, in: Der Versehrtensportler 11 (1962), S. 172f., hier S. 173.

<sup>30</sup> Vgl. Wedemeyer-Kolwe, Versehrtenturnen, S. 158; BArch Koblenz, B 189/20880, Versehrtensportgemeinschaft Bonn e.V. an das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit vom 6.9.1971.

<sup>31</sup> Martschukat/Stieglitz, Männlichkeiten, S. 123.

<sup>32</sup> Vgl. Echternkamp, Nachkrieg, S. 44–54, und Nils Löffelbein, Ehrenbürger der Nation. Die Kriegsbeschädigten des Ersten Weltkriegs in Politik und Propaganda des Nationalsozialismus, Essen 2013.

gesellschaft, die in den 1950er Jahren die Rolle des Mannes als zivilen Familiennährer gegenüber militärisch konnotierten Männlichkeitsvorstellungen in den Vordergrund rückte.

Vergemeinschaftung durch Kameradschaft im Versehrtensport spiegelte folglich ein klassisches männerbündisches Verhalten wider: Hier ist – um mit Michael Meuser zu sprechen – von einer Hierarchie auszugehen, die sich in Gestalt von Ausgrenzungen und Subordinationsverhältnissen manifestierte. Hegemoniale Männlichkeit im homosozialen Raum des Versehrtensports wirkte somit als Exklusionsstrategie, als „Abwertung und Ausgrenzung anderer Formen von Männlichkeit“<sup>33</sup>. Connell bezeichnete diese als „untergeordnete und marginalisierte“ Männlichkeiten<sup>34</sup>. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit als Machtkategorie in einem homosozialen Raum hilft mithin, die Auseinandersetzungen zwischen kriegs- und zivilbehinderten Behindertensportlern zu verstehen. An der sich abzeichnenden und in den 1970er Jahren stark dynamisierten Wandlung des Versehrtensports hin zum Behindertensport, der sich nicht nur dem Namen nach nun allen Menschen mit Behinderung öffnete, lässt sich das Verschwinden einer vormals hegemonialen Identität festmachen. *Ihre* Vereine und *ihre* finanziellen Mittel zu teilen, fiel den kriegsversehrten Sportlern schwer. Diese Verlustgefühle wurden zusätzlich verstärkt, weil nun immer mehr zivilbehinderte Menschen zu Vereinskameraden wurden: Die zuvor auf der Kriegsversehrtheit basierende Kohäsion schwächte sich durch den Zustrom von Sportlerinnen und Sportlern ab, die dem Selbstbild zahlreicher alteingesessener Versehrtensportler nicht entsprachen.

## 5. Kriegsversehrtheit als Tugend?

Die Hegemonie kriegsversehrter Männer im homosozialen Raum des Versehrtensports der 1950er und 1960er Jahre lässt den vermeintlichen „Makel“ der Kriegsversehrtheit in einem neuen Licht erscheinen. Erstens kommt der Begriff „Makel“ grundsätzlich mehr einer Zuschreibung denn einem universell anerkannten Faktum gleich. Zweitens plädiert der vorliegende Beitrag dafür, „Makel“ als relational zu begreifen. Was

<sup>33</sup> Michael Meuser, Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Wiesbaden 2., überarbeitete und aktualisierte Aufl. 2006, S. 103f.

<sup>34</sup> Connell, Mann, S. 133ff.

zeitgenössisch für nichtbehinderte Menschen als „Makel“ körperlicher Versehrtheit und damit einhergehender ästhetischer und leistungsbezogener Defizite gesehen wurde, erscheint aus einer anderen Warte als „Ehrenmal“<sup>35</sup>. Dabei ist unerheblich, dass sich die vorherrschende gesellschaftliche Sicht auf Kriegsversehrtheit von heroisierenden Motiven der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu verabschieden begann. Denn etliche Kriegsversehrte des Zweiten Weltkriegs erhielten eine an vergangene Heldenstilisierung angelehnte Selbstdeutung in bestimmten Nischen aufrecht. Zu diesen öffentlich wenig beachteten Bereichen zählte der organisierte Versehrtensport. Mitglieder der Sportgruppen leiteten aus der Ursache ihrer Lebenslage nicht nur einen grundsätzlichen Anspruch auf die staatliche Förderung ihres Sportbetriebs ab, sondern gründeten darauf auch eine interne Hierarchie. Die Rangfolge ergab sich dabei maßgeblich aus der Verschränkung von Behinderungs- und Männlichkeitsvorstellungen. Die im Vergleich zu nichtbehinderten Männern empfundene „Minderwertigkeit“ kriegsversehrter Männer hatte die Marginalisierung zivilbehinderter Männer zur Folge. Dieser Mechanismus erscheint so als Teil einer innerhalb des homosozialen Raums wirkenden, aber gleichzeitig aus diesem herausreichenden Kompensationsstrategie. Schließlich bedeutete die Abwertung zivilbehinderter Männer im Umkehrschluss in der Wahrnehmung kriegsversehrter Männer eine Selbstaufwertung. Hierin lag eine nicht zu unterschätzende Möglichkeit, den von außen zugewiesenen „Makel“ zumindest in einem begrenzten Rahmen zu einer Tugend umzudeuten. Träger des „Ehrenmals Kriegsversehrtheit“ erhielten Zugang zum Kameradschaftsbund der Versehrtensportler. Wer dieses Merkmal nicht aufwies, war im Gefüge hierarchisierter Männlichkeiten von Abwertung und Ausschluss betroffen.

Die im Rückblick feststellbare und zeitgenössisch von einigen Sportgemeinschaften unumwunden eingeräumte Abgrenzung von kriegsversehrten gegenüber zivilbehinderten Sportlern<sup>36</sup> lässt sich durch eine intersektionale Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand

<sup>35</sup> Die Bezeichnung „Ehrenmal“ führte Sabine Kienitz (Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923, Paderborn u.a. 2008, S. 206) mit Bezug auf die „beschädigten Helden“ des Ersten Weltkriegs an. Im Selbstbild zahlreicher Versehrtensportler der frühen Bundesrepublik hatte diese Interpretation fortdauernde Gültigkeit.

<sup>36</sup> Vgl. beispielhaft 50 Jahre VSG, 1952–2002, hrsg. von der Versehrten-Sportgemeinschaft Wetzlar, Wetzlar 2002, S. 28.

erklären. Raewyn Connell führte aus, das Geschlecht stehe auf dem Spiel, „wenn Sport nicht mehr betrieben werden kann, zum Beispiel als Folge einer körperlichen Behinderung“<sup>37</sup>. Wenn Männer mit einer körperlichen Behinderung weiterhin Sport trieben, bewiesen sie also ihre ungebrochene Maskulinität. Im Sport kriegsversehrter Männer bündelten sich folglich Kompensationsstrategien, die sowohl auf die Rekonstruktion von Männlichkeit als auch auf die Bewältigung der körperlichen Beeinträchtigung zielten. Die versehrtensportliche Rangfolge erscheint dabei als Nebenprodukt dieser Verhaltensweisen, die erst durch die verschränkte Analyse von Geschlechterbildern und Sichtweisen auf Behinderung deutlich wird. Rückblickende Deutungen und zeitgenössische Zuschreibungen von vermeintlichen „Makeln“ sind im Sinne einer Analyse der Überkreuzungen verschiedener Ungleichheitskategorien wie Geschlecht und Behinderung zu differenzieren und in ihren jeweiligen Bedeutungszusammenhang einzuordnen. Letztlich kann dadurch das Postulat eines zweifelsfrei vorhandenen „Makels“ differenziert und das Verständnis sich wechselseitig beeinflussender Ungleichheitskategorien verbessert werden.

<sup>37</sup> Connell, Mann, S.106.